

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 33

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tiere gehalten wurden und die den Hinrichtungen ihrer Brüder beizuwohnen hatten, die ihre eigenen Kinder in die Gaskammern zu treiben hatten und die die Leichen in die Krematorien oder Gruben zu schaffen hatten, sehr viel Achtung und Respekt vor dem lebenden Menschen mehr besitzen. Es ist schwer, ihnen klar zu machen, dass der Krieg vorbei und Recht und Ordnung wieder eingekerkert seien. Sie fragen nur ungläubig: Welches Recht und welche Ordnung? Und vielleicht haben sie mit ihren Fragen nicht einmal so unrecht. Unrecht aber haben sie, zu rauben und zu morden und deshalb stehen heute alle DP's in einem sehr, sehr schlechten Ruf und die Sympathien, die ihnen die Sieger und Befreier anfänglich entgegengebracht hatten, sind längst verschwunden und haben einem sehr begründeten Misstrauen Platz gemacht.

Drei Polen, nennen wir sie Jan, Stanislaw und Igor, sind seit fünf Jahren in Deutschland. Jan ist heute 22, Stan 23 und Igor erst 21 Jahre alt. Alle drei sind sie unternetzt, alle drei sind sie als Zwangsarbeiter im Viehwagen in die Gegend von Heilbronn geschafft worden und alle drei weisen an ihren Körpern die Fragenspuren der Gestapo auf. Alle drei waren in Dachau und alle haben ihre Leidenszeit irgendwie überstanden. Heute leben sie in einem Lager aussenhalb Stuttgarts. Alle drei mögen sie nicht nach dem russisch besetzten oder gewordenen Polen zurück. Die UNRRA gibt ihnen zum Leben, die polnische Verbindung hilft ihnen ebenfalls — es könnte ihnen also nicht schlecht gehen, wenn sie nur Bürger wie andere wären und sich nicht, wie man das von ihnen leider kaum anders erwarten kann, nicht um Gesetze kümmern würden. Deutsche Kaninchen sind besonders reizvoll zum Stehlen und deutsche Butter lässt sich auf dem schwarzen Markt verkaufen. Sie haben eine bestimmte Ahnung, dass man das nicht tun darf, aber du lieber Himmel, zu was war man denn im KZ, wenn man heute nicht mehr Recht hat als andere Menschen?

Natürlich haben alle drei Waffen, und natürlich trinken alle drei Schnaps. Samstag nacht torkeln sie angeheitert die Reinsburgerstrasse herunter, laufen einer deutschen Patrouille in die Finger und ehe sie es sich versehen, tragen sie Handschellen. Am andern Tag sind sie im Untersuchungsgefängnis, angeklagt wegen Besitz und Verbohren von Schusswaffen. Dafür kann es ein, zwei, zehn, zwanzig Jahre Zuchthaus oder auch eine Todesstrafe geben. Das amerikanische Militärgericht urteilt sehr hart, unanschuldig. Waffenbesitz ist verboten.

Die drei Polen sind hinter Schloss und Riegel, im Stuttgarter Untersuchungsgefängnis, das inmitten der Ruinen unversehrt dasteht und rund 600 Männer und Frauen in seinen Mauern hat. Hier, in diesem grauen Hause, erfahren die drei Polen, dass eine Untersuchung drei Monate, ein halbes Jahr dauern kann. Eine Frau hat für amerikanische Soldaten Hemden gewaschen, und um dies tun zu können, haben ihr die Amerikaner ein Stück Seife gegeben. Die Nachbarin hat ihr diesen kleinen Verdienst missgönnt, hat Anzeige erstattet und die Frau wurde wegen Besitz von amerikanischem Heeresgut in Haft genommen. Seife, Zigaretten, Schokolade sind Heeresgut. Und die Frau hat 3 Monate Strafe erhalten. Einige Pakete Zigaretten genügen für ein Vierteljahr Gefängnis. Die Polen haben dies bald heraus und beschließen, zu fliehen. Sie trennen in der Nacht die Matratzen auf, kneten die so erhaltenen Schnüre zusammen, werfen

die Schnüre in der Nacht in die Ruinen hinüber, wo ihre Frauen, nicht die Kameraden, Eisenkäse und Zigaretten an diese Schnüre binden. Um sich das Durchsagen der Eisengitter angenehmer zu gestalten, singen und pfeifen die drei Polen und rauchen dazu amerikanische Zigaretten. Nach zwei Stunden sind die Gitter durchgesägt und genau um Mitternacht brechen die drei Burschen aus, verstecken sich in den Ruinen, bis am frühen Morgen die Luft rein ist und ihre Kameraden mit einem Lastwagen zufällig vorbeifahren und sie mitnehmen, in die Freiheit zurück.

Sie sind frei, amerikanische und deutsche Polizei suchen sie. Einer von ihnen wird verhaftet, ins Militärgefängnis eingeliefert — und nach zwei Stunden hat er wieder das Gitter durchgesägt, ist wieder frei. Die Polizei lässt sich nicht foppen und sucht ihn ernsthaft, erschöpft. Der Pole hat geschworen: Ich lasse mich nicht lebendig erwischen — und als die amerikanische Militärpolizei ihn stellen konnte, schiesst er, er erschiesst einen Militärpolizisten, er erschiesst einen zweiten und verwundet zwei andere, ehe er selbst erschossen wird.

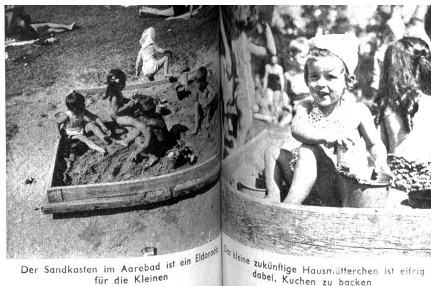
Dieses ist nur ein einziges dieser unzähligen Schicksale entwurzelter und für unsere Zeit verlorener Menschen. Diese tote Pole hätte auf seinem kleinen Gürtchen bei Lodz ein braver Sohn sein können, so er nicht in früher Jugend wie ein Tier verfrachtet und verprügelt worden wäre, so er nicht durch die Hölle der Konzentrationslager gezwungen worden wäre.

Arme Teufel sind sie allesamt, die nicht mehr nach Hause können, doppelt arm, weil sie heute vielfach von allen Seiten gehetzt und von allen verfehmt sind. Auf dieser Basis soll ein grosser, leuchtender und internationaler Frieden aufgebaut werden. Das zwischen Wem? Wo? Das kommende Krieges ist in Deutschland kein Geheimnis mehr, es handelt sich nur um eines: Wann wird er sein. Deutschland hofft direkt auf einen neuen Krieg, aus der Erkenntnis heraus, dass ein neuer Krieg nur zwei Möglichkeiten bringen könne: Nämlich den Untergang oder eine Verbesserung der Lage. Schlimmer könne es nicht mehr werden. Eine sehr, sehr gefährliche Philosophie für ein Volk, das einen mörderischen Krieg vor fünf Vierteljahrhundert verloren hat und das aus seiner Niederlage noch nicht viel gelernt hat — es sei denn, die Gesetze des Dschungels. Menschen, die vor einem Jahr an eine Befreiung glauben, glauben heute nicht mehr daran. Menschen, die vor einem Jahr freudig eine Beschäftigung ergriffen, verrichten sie heute mit Widerwillen, weil ihnen alles zwecklos erscheint und weil man ihre Fabriken abgebrochen hat, weil ihnen die nötigen Kalorien fehlen. Nur darf man sie nie fragen: Wem habt ihr das alles zu verdanken? Denn sie wissen es heute noch nicht, und sie wollen es auch gar nicht wissen, und jene, die sich an die Brust schlagen und sagen: Wie haben wir gehandelt, wie haben wir gehaust! Vorsicht vor ihnen, denn dieses öffentliche Erkennen riecht irgendwie faul.

Der Amy weist, warum er uns so wenig zu essen gibt, sagen ganz Schlaue und zwinkern mit den Augen. „Denn wenn wir erst einmal den Hunger weg haben, werden unsere — UNSERE! — Edelweisspiraten ganz anders auf Draht drehen können!...“

Armes Deutschland, armes Europa, suchen wir uns im Tibet ein stilles Tal. Oder in den Anden irgendwo. Mit Garantie gegen Atombomben.

John Henry Mueller



Der Sandkasten im Aarebad ist ein Elfenbein für die Kleinen

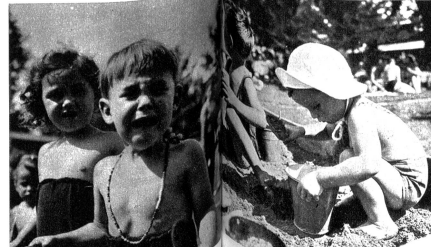
Rund um den Sandkasten

Wer hat sich nicht schon erlappt, spielen Sand durch die Finger rieseln, oder, in Gedanken verloren, Figuren Boden ritze, die der Sand speibet und Unwirsch löschen wir nacher mit Wehmütiges an sich, denn er vermissst uns das Vergehen der Zeit, und wir uns nicht gern bei solichem Spiel erwachen?

Unbekümmerter hingegen geht die Welt mit dem Sande um. Wo Sandkasten vorhanden ist, da erobert man Kesseln und kleinen Schaufeln, um den Garten Eden. Zwar gibt es auch Sandstret und Tränen, aber der Sand bringt die kleinen Kuchenbäcker, wenn die Brückenbauer, und am Abend, wenn erzählt es uns in tausend Rufen die Seele des Kindes.

Ein Regenschauer lösch dann die fleissige Händchen über Tag geformt, und wie ein unbeschriebenes Blatt der Sandkasten andernfalls abgeräumt, und Freunde wieder zur Verfügung.

Text und Bilder: H. S.



Was ist wohl hier passiert? Ist der Tunnel eingestürzt oder das Werkzeug zum Bauen verloren gegangen?



Ein kleines fleissiges Sandmännchen

Der Sohn Johannes

ROMAN VON ROSY VON KANEL

22. Fortsetzung

Plötzlich wurde sie unruhig: „Warum erzähle ich Ihnen das alles und warum fragen Sie — ich verstehe das nicht. Und Ihr Besuch — so spät — bitte, Doktor, was wollen Sie mit Johannes?“

„Gar nichts, Schlimmes, ich will nur dem Anfang wehren. Ihr Johannes ist nämlich an keiner Vereinssitzung, sondern in meiner Wohnung. Sie wissen um meine geheime Sorge um den Jungen, ich dulde es daher nicht...“

„Sie hörten den Hausschlüssel gehen. Christine starrte bleich nach der Tür. Doch Johannes kam nicht, er ging gegen die Treppe zu und nahm langsam die ersten Stufen.“

„Doktor Haller riss die Tür auf: „Johannes, komm hier zu uns!“

Johannes kam. Er stand auf unsicheren Beinen und blinzelte ins Licht. Der Ausdruck seines Gesichtes war blöd, als sie das sah.

„Schämst du dich nicht?“, sagte Doktor Haller, scharf „vor deiner Mutter — vor mir — und am meisten vor dir selbst?“

„Warum?“ Johannes machte ein immer kläglicheres Gesicht.

„Weil du nicht ins Wirtshaus gehst, Herrgottschmal! Ein Bub wie du, der zu lernen und noch einmal zu lernen hat!“

„Ich habe geschrieben.“

„Was hast du geschrieben?“

„Ich bin an einem Werk — an einem grossen Werk — man wird einmal darüber reden — es handelt sich...“

Doktor Haller war zu erbot, um diesen Worten nähere Beachtung zu schenken, er unterbrach das Gerede brüsk:

„Du kannst auch daheim schreiben, wenn durchaus geschrieben werden muss, dazu musst du nicht ins Wirtshaus gehen.“

„Aber ich brauche Inspiration.“

„Sooo — Inspiration...“ Doktor Haller deutete das Wort in hellem Spott.

„War es das erstmal, dass du dir deine Inspiration im Wirtshaus geholt hast?“

Johannes gab keine Antwort. Sein Gesicht behielt die Kläglichkeit bei, und die Augen wanderten nervös und unruhig durchs Zimmer, ohne etwas Bestimmtes zu sehen.

„Also nicht?“, sagte Doktor Haller, „ich kann mir die Antwort ja auch so denken. Aber nun will ich dir etwas sagen, mein Junge: schau dir deine Mutter an, sie hat in all den Jahren nur für dich gelebt, für dich gesorgt und gearbeitet. Sie hat überhaupt nichts anderes getan. Und als sie es doch noch einmal

hätte besser bekommen können — du weisst was ich meine — so warst du dagegen und sie hat dir zuliebe das grosse Opfer gebracht. Sie hat auch weiterhin Opfer um Opfer gebracht, um dich schulden zu lassen, um dir deine Jugend schön und sorgenlos zu gestalten. Sie läuft bei jedem Wetter in die Stadt und gibt ihre Kurse, ob sie müde ist oder nicht. Sie hält einen Kostgänger, sie stellt in mühevoller langer Arbeit ein Kochbuch zusammen. Hast du dir eigentlich auch schon einmal Rechenschaft darüber abgelegt, was deine Mutter in ihrer immer-mühevollen Liebe und Fürsorge alles für dich getan hat und täglich noch tut?“

Doktor Haller schweig und wartete, was Johannes jetzt darauf antworten würde.

Johannes stand und schaute ins Leere, dann sagte er langsam, ohne dass sich ein Zug seines Gesichtes verändert hätte:

„Kann ich vielleicht etwas dafür, dass ich auf der Welt bin?“

Christine schrie leise auf und bedeckte das Gesicht. Doktor Haller, der seine Hand schon erhoben hatte, um Johannes zu schütteln, liess sie wieder sinken und wandte sich ab.

„Geh!“, sagte er, „geh! und schlafe deinen Rausch aus. Du weisst ja gar nicht, was du sprichst.“

Johannes verliess wortlos das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinauf. Christine sank auf einen Stuhl, das Gesicht noch immer mit den Händen bedeckend.

„Meine Schuld!“, jammerte sie, „meine Schuld!“ Und dann schaute sie auf, — grenzenloser Jammer in den Augen —

„Doktor, ich ahne das Unglück.“

Doktor Haller lief aufgeregt im Zimmer hin und her: „Dummes Zeug“, polterte er, „dummes Zeug! Jeder von uns holte sich in diesem Alter seinen ersten Rausch. Nur — bei Johannes sehen wir Gespenster. Das ist es, was es uns so schwer macht, über solche Entgleisungen hinwegzukommen. Nehmen Sie sich zusammen, Christine, es ist alles nicht so schlimm, wie es den Anschein hat. In den nächsten Tagen werde ich mit Johannes reden und renke die Sache wieder ein.“

Er nahm seinen Mantel und Hut, drückte ihr die Hand und verliess das Haus.

Christine blieb noch eine Weile sitzen, müde und zerschlagen, als wäre sie unter die Räder eines Wagens gekommen. Dann erhob sie sich langsam, schloss die

Haustüre ab und stieg die Treppe zu ihrem Schlafzimmer hinauf.

Vor Johannes' Zimmer stand sie still. Durch die Türritze sah sie, dass er noch Licht brennen hatte. Da drückte sie auf die Klinke und ging zu ihm hinein.

Er lag wach im Bett. Seine Augen waren weit offen zur Zimmerdecke gerichtet. Christine setzte sich zu ihm auf den Bettrand und sah in sein Gesicht, das ihr heute so fremd und fern erschien, als wäre es nicht das Gesicht ihres Kindes.

Sie streichelte über sein dichtes Haar... „Johannes, wir meinen es ja nur gut mit dir.“

Ohne den Blick zu verändern, antwortete er: „Ihr versteht mich nicht – niemand versteht mich.“

„Sag das nicht, Johannes, ich habe ja nur dich – und sonst nichts.“

„Auch du verstehst mich nicht. Aber einmal, da werde ich euch allen zeigen, wer ich bin und was ich leiste.“ Christine schob ihren Arm unter seinen Kopf und zog sein Gesicht an das ihre:

„Johannes, mein Bub, begreife doch, dass wir nur dein Bestes wollen. Du gehörst nicht ins Wirtshaus, du trägst die schwarz-gelben Farben deiner Verbindung. Und dann ist noch etwas, Bub, – ich wollte es dir eigentlich erst später sagen – dein Grossvater...“

Johannes machte sich von ihrer Umarmung frei und schoss hoch: „Was ist's mit meinem Grossvater?“

Christine bereute es im selben Augenblick, davon angefangen zu haben. Am liebsten hätte sie jedes Wort wieder zurückgenommen. Sie versuchte nach Frauenart auszuweichen:

„Dein Grossvater – er war nicht, wie er sein sollte, – es stimmte da etwas nicht – ich will es dir erklären, wenn du älter und reifer geworden bist. Jetzt aber versprich mir, Johannes, dass das von heute Abend nicht mehr vorkommen wird. Versprich es mir, sonst habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

Johannes legte sich mit einem seltsamen Lächeln in die Kissen zurück.

„Versprechen kann ich es dir schon, aber...“

„Was aber... ich will dein ganzes Wort.“

„Weshalb schwören? Morgen kommt vielleicht wieder ein anderer Befehl. Gute Nacht, Mutter.“

Er kehrte sich gegen die Wand, zog laut und tief den Atem ein und tat, als ob er schlief.

Leise schloss Christine die Türe und ging in ihr Zimmer hinüber. Dort sass sie lange angekleidet neben ihrem Bett auf dem Stuhl, – ein Häuflein Elend. Tränen rieselten über ihr müdes abgespanntes Gesicht.

4

Ernst Glauser, dem Präsidenten der ‚Altenheimia‘, wurde von verschiedenen Seiten zugetragen, dass man Johannes Keller in dieser und jener Wirtschaft gesehen habe. Das bedeutete für die ab-

stinente Verbindung einen Schandfleck, der sofort ausgetilgt werden musste.

Ernst Glauser war es zuwider, Johannes vor das Forum einer extra einberufenen Versammlung zu laden. Er machte diese unangenehme Sache in aller Stille ab. Er liess Johannes wieder zu sich rufen.

„Man sagt von dir, du suchtest von neuem das Wirtshaus auf. Was hast du mir zu antworten?“

Johannes stand trotzig: „Ich möchte an keine Vorschriften mehr gebunden sein, ich habe es satt, mich kontrollieren zu lassen.“

Ernst Glauser blieb ruhig: „Du hast dich einmal begeistert für unser Ziel, du hast dich mit Handschlag verpflichtet. War dein Handschlag so wenig wert?“

Johannes zog die Mundwinkel herab: „Seither ist vieles anders geworden. Ich muss meinen Weg so gehen, wie es mich von innen heraus dazu drängt, und da kann ich keinerlei Rücksicht nehmen.“

„Meinst du wirklich, dass man ohne Rücksichtnahme durchs Leben kommen kann?“

Johannes' Augen blickten triumphierend: „Ich bin mir selbst genug, ich halte mich nur an das, was ich für gut und recht finde. Alles andere ist Selbstbetrug.“

„Nun denn, so probiere es aus, wie weit du damit kommst. Ich bedaure, dich jetzt aus unserer Verbindung entlassen zu müssen. Ich werde in der nächsten Sitzung dein Ausscheiden zur Kenntnis bringen.“

Ernst Glauser wollte gehen, dann aber wandte er sich noch einmal um und sagte: „Solltest du vielleicht doch noch einmal einen Rat oder einen Freund brauchen – so denke an mich. Es tut mir leid um dich.“

Die Türe des Klassenzimmers schloss sich hinter ihm. Johannes stand allein. Er schaute durchs Fenster auf die belebte Strasse hinunter, immer noch den stillen Triumph im Gesicht... „Was denkt der sich nur? Ich rechne es mir zur Ehre an, ich selbst zu bleiben.“

Ernst Glauser erstattete gleich nachher Professor Tanner Bericht über das Vorgefallene. Der Professor war enttäuscht:

„Ich habe so viel auf Keller gehalten“, sagte er, „seine Leistungen im Deutschunterricht sind hervorragend. Bei richtiger Wegleitung und vollem persönlichem Einsatz hätte er später gute Aussichten und Möglichkeiten. Schade, wirklich schade, dass er sich in den Fächern, die ihn nicht interessieren, gehen lässt. Sein Ausscheiden aus der ‚Altenheimia‘ scheint mir ganz bedenklich. Was stellt sich der Junge eigentlich vor?“

„Wenn ich mir da eine eigene Meinung erlauben darf, Herr Professor, so habe ich das Gefühl, dass Keller von irgend einer besondern Idee erfüllt – besessen ist. Er tut so selbstsicher und geheimnisvoll, dass jedenfalls noch mit Überraschungen zu rechnen ist.“

Professor Tanner hatte einen Bleistift zu spitzen begonnen und schnitt sich in den Finger. Er warf Messer und Bleistift fort und winkte Glauser ab:

„War nett von Ihnen, danke. Vielleicht haben Sie doch gelegentlich ein Auge auf ihn, es wäre schade...“

Mehr verstand Glauser nicht. Professor Tanner öffnete das Fenster und schaute hinaus.

Johannes sagte seiner Mutter nicht, dass er aus der ‚Altenheimia‘ ausgeschieden worden, er erklärte ihr nur so nebenbei, dass er die Zeit zur aktiven Mitarbeit nicht mehr aufbrächte und sich lieber mit Nützlichem abgeben möchte.

Er sass denn auch in seinen schulfreien Stunden fast immer auf seinem Zimmer, schrieb ganze Bogen voll, die er wieder zerriss – um von neuem zu beginnen. Er sah müde und abgespannt aus und Christine machte sich Sorgen.

„Gibt man euch denn so viele Schulaufgaben?“ fragte sie einmal, als er wieder so abgehetzt und müde zum Nachtessen kam. „Könntest du es dir nicht etwas besser einteilen?“

„Lass nur“, wehrte er ab, „ich muss da hilft alles nichts. Ich komme schon an mein Ziel, auch wenn ihr alle noch so sehr dagegen seid.“

Er lachte. Christine liess entsetzt ihren Löffel fallen.

„Johannes, um Gotteswillen, was sprichst du da? Wer ist dagegen, dass du dein Ziel erreichst?“

„Ihr alle miteinander. Es kennt mich keiner von euch, keiner weiss, wer ich bin.“

Johannes schaute überlegen auf seine Mutter. Christine fühlte über ihre kalte, eiserne Umklammerung ihres Herzens. Sie rang nach Luft und sah ihren Sohn aus grossen, entsetzten Augen an.

Jakob Müller schob ihr die Gemüsplatte hin. „Essen Sie, Frau Keller“, sagte er gutmütig. „Johannes ist ein Spassvogel. Ich höre oft, wie er mit sich selber spricht und lacht, den kenne ich.“

Christine sah unsicher von einem andern und ass mechanisch weiter.

Johannes deklamierte fröhlich: „Peer Gynt“:

„Die Welt ist's hinter meiner Stirn, hier ist mein Selbst, mein Ich, nicht anderes.“

*

Im Frühling 1938 wurde Johannes provisorisch in die dritte Gymnasialklasse versetzt. Da dies nur im Zeugnis stand und nicht vor den Kameraden bekanntgegeben wurde, wusste keiner der Mitschüler etwas davon. Johannes ging genau so zuversichtlich wie alle andern von der Schule nachhause.

Seiner Mutter legte er das Zeugnis auf den Küchentisch, sie mochte es da finden, wenn sie aus der Stadt zurückkam. Dann ging er hinauf in sein Zimmer und legte sich angezogen aufs Bett. Er dachte nicht einmal daran, die Schuhe auszuziehen. Er dachte überhaupt nichts.

(Fortsetzung folgt)